

## Inhaltsverzeichnis

- 9 Meine ersten zwanzig Jahre 1916-1936
  - 10 Die heile Familie
  - 12 Barbara Bayer und Michael Bayer
  - 19 In 4 Jahren zum Tischler- meister und Innenarchitekten
  - 22 Die „Flucht ins Reich“, der schwere Anfang in Lippe und dann auf nach Berlin Berlin1936
  - 24 Hans Domizlaff
- 24 Berlin hat mich einfach fasziniert 1936 - 1939.
  - 26 Mies van der Rohe
  - 28 Vom Siemens-Konzern zur Reichsjugendführung
  - 29 Eine kurze Zwischenbilanz
- 33 5 Jahre Soldat 1939-1945



„Ganz egal, was ich anfang,  
wurde erst ein Erfolg.....“

Wenn ich heute mein Berufsleben an mir vorbeiziehen lasse, kann ich nur dankbar und zufrieden sein, dass ich nicht nur in der Wahl meines Berufes sondern auch im Suchen meines Wirkungskreises erst großes Glück hatte, beachtliche Erfolge erzielte, später jedoch oft anders einschätzte.

So absolvierte ich meine Fachausbildung mit einer besonderen Auszeichnung, dachte ich, „Innenarchitekt“ wäre wie so eine Berufung für mich, bis ich als Vordenker und Lehrer feststellte, dass so lange nicht für eine grundlegende Ausbildung in der Architektur als Basis gesorgt wird, der „Innenarchitekt“ nicht als das betrachtet wird, was er so gerne sein möchte, ebenso honoriert, legitimiert und respektiert wie der Architekt. Es wäre eine echte Aufgabe des BDIA, sich darum zu bemühen, anstelle immer nur für eine volle Anerkennung zu plädieren sich für eine Reform der Ausbildung einzusetzen.

Bereits während meiner ersten Tätigkeit 1936 bei Siemens hatte ich das Glück unter **Hans Domizlaff**, dem „Entdecker“ des Marketing zu arbeiten. Sein richtunggebendes Werk, „Die Gewinnung des öffentlichen Vertrauens“ hat wohl alle meine Initiativen zum Erfolg verholfen aber nicht vermeiden können, dass alle meine Projekte nicht den Abschluss kamen, den sie verdienten.

Während meiner Tätigkeit der Siemenswerke hatte ich 1937 Gelegenheit mit **Mies van der Rohe** zusammen zu kommen und aus erster Hand zu erfahren, wie eine Zukunftswohnung geplant sein könnte. Leider hat er Deutschland kurz darauf verlassen! Mit seiner Frage, was ich als Innenarchitekt bei Siemens bearbeite, wurde mir die Fragwürdigkeit meines Berufes erstmals bewusst. Seine größte Idee, eine neue Wohnphilosophie, die auch ich vertrat, konnte sich bis heute nicht durchsetzen.

Kurz nach dem Krieg, 1946 traf ich **Dr. Meier-Oberist**, ein hervorragenden Wissenschaftler, der gerade an seiner „Kulturgeschichte des Wohnens“ schrieb. Wir machten uns ernste Gedanken über die Zukunft eines neuen Wohnens

Und nicht zuletzt war es **Leo Lübke**, der mir durch seine grosszügige, unternehmerische Weitsicht die Möglichkeit gab, ein, Einrichtungs-Programm zu entwickeln und mit einem Marketingkonzept umzusetzen, das in der Möbelgeschichte einmalig sein dürft.

Nur am Ende, etwa 1990, wieder in der Heimat, ging einfach nichts mehr. zur EXP2000, eine Präsentation Deutscher

Die Philosophie Hans Domizlaffs, Entdecker des „Marketing“ als Wissenschaft, mein Chef 1936 bei Siemens, hat zeitlebens mein Denken gelenkt. Die Idee des befreiten Wohnens Mies van der Rohes, hat mich immer wieder mit meinem Beruf in Konflikt gebracht. 1946 in Hamburg, begann die Erfolgsserie mit einem Patent, dem „Schwenkjupp“, das mit 30000 Exemplaren das Wohnen in engsten Verhältnissen verbessern konnte. Das erste Wohnprogramm war in Fertigung.

Die Kontakte mit Meier-Oberist 1946-54, Autor der: „Kulturgeschichte des Wohnens“ haben mich immer daran erinnert, alles unter dem Aspekt einer Wohnkultur zu sehen. Weil das kleine Unternehmen keine weitere Entwicklung mehr erlaubte, zogen wir, 1953 zum Starnberger See zurück um mich im freien Beruf zu versuchen. Großes Glück hatte ich, an dem Handbuch „Wir richten unsere Wohnung ein“ mitarbeiten zu können, wobei mir erst so richtig bewusst wurde, wie schlimm es um unser Wohnen steht. Der Rat für Formgebung“ wurde gegründet, an dessen Zusammenkünfte ich erwartungsvoll teilnahm.

Meine Lehrtätigkeit von 1954-1960, in der ich mehr für eine Kultivierung unseres Wohnstils zu leisten gedachte und recht gute Ergebnisse erzielte, musste ich nach 6 Jahren positiver Aufbauarbeit wegen grundsätzlicher Differenzen in der Ausbildung zum Innenarchitekten aufgeben. Von der Industrie könnten die Impulse kommen.

1953-1963 Ausbau der Schlafzimmerfabrik Gebr. Lübke KG zum Markenunternehmen mit dem multifunktionalem Wohn-

Wohnkultur, die ich in Japan „entdeckt habe,  
Ein CADSeminar, um der Einn. richtungsindustrie zuhelfen und und ...alles Pleiten

programm „interlücke“. (Interieur+Lübke) Eine „Endlosschrankwandkonstruktion“ hat bewirkt, dass das Wohnprogramm „interlücke“ in seiner vielfältigen Struktur wirtschaftlich nicht mehr so interessant wurde und durch elitäre Design-Serien von Peter Maly, eine ehemaliger Student, ersetzt wurde. Geblieben ist die Marke „interlücke“ die als Firmenbezeichnung übernommen wurde.

Parallel zu interlücke wurde bei COR die erste Sitzmöbelanbaugruppe QUINTA entwickelt.

In der Erkenntnis, dass Wohnkultur allein mit Möbel nicht umsetzbar ist, habe ich die Arbeitsgemeinschaft Wohnzirkel mit 20 führenden Herstellern der Einrichtungsindustrie gegründet. Mit der „Farbigen Wohnfibel“ in einer Auflage von weit über einer Million wurde demonstriert, wie man sich zeitgemäß einrichten kann. Eine „Wohnfibel-Lernspiel mit „Farbklangtester“, eine Initiative scheiterte an der alten Fehleinschätzung der Schulbehörden, die „Wohnen“ mit „Textilgestaltung“ seit altersher definierten.

1973 wurde die erste Wohnfibel von der Japanschen Achitekturschule und -Verlag Kenchiku Shiryo Kenkyusha LTD übernommen. Die Ausgaben 7 und 8 wurden kurz darauf gedruckt.

„Encyclopedia For Interior Coordinators“ August 1983 Vorträge in Sapporo, Fukuoka, Osaka, Nagoya und Tokyo.

Mit „German Home“ wurde 1977 der erste Versuch unternommen, Deutsche Wohnkultur auf internationaler Ebene vorzustellen.

„Mit Bildern schöner Wohnen“ wurde versucht darzustellen, wie man mit Bildern gestaltet.

1980 wird ein „Europa-Haus geplant.



So lieb mir meine Heimatstadt auch ist,  
bin ich doch ebenso sehr traurig darüber,  
was aus dem reizenden Stadtlein im Verlauf  
der Geschichte geworden ist

Gut, dass diese Torsi von Mietshäusern, die  
vom Kurviertel aus nicht so ins Auge fallen.

Es war die unheilvolle Gründerzeit,  
die das ehemals wundervolle Stadtbild total  
verschandelt.



Meine Heimatstadt,  
**Karlsbad**  
wie sie der Kupferstecher Matthäus Merian im  
15. Jahrhundert sah, war Carlsbad ein allzu liebliches,  
romantisches Städtchen.

Mit der Kirche und Stadtturm als Zentrum und dem  
Flüsschen Tepl bilden die der Landschaft angelehnten  
Häuserreihen eine seltene, urbane Kostbarkeit.

**Warum ich so unermüdlich an meiner Geschichte schreibe, mich als fast Achtundachtzig-jährige oft quäle und so weiter, usw.**

Eine gute Frage, die man sich immerwieder stellen sollte, falls man nicht selbst darauf angesprochen wird, was allzu oft passiert.

Zunächst einmal wollte ich meinem Vater nacheifern, der lange Zeit im stillen Dachkämmerlein saß und auf einer alten Reiseschreibmaschine die Geschichte unserer Familie tippte und, was mir erst heute bewusst wird, sich im hohen Alter damit seine Frauenprobleme vom Leibe schrieb. Ich habe schon oft darin gelesen und erfahren, wie alles in der „Vorgeschichte“ gelaufen ist und dass sich „früher“ alles viel langsamer veränderte, wenn überhaupt. Meine Motivation war zuallererst auch ein gewisser Ahnenkult und in zweiter Linie meine beruflichen Bemühungen um eine eigenständige Wohnkultur.

Mag sein, dass man auch seinen Nachkommen von der „Guten alten Zeit“ erzählen möchte, die sich gerade während meines Lebens so radikal abgelöst wurde von einer Zeit der Technologie, die fast alles veränderte.

Allein was sich auf dem Gebiet des Druckens entwickelt hat, dass man selbst ein Buch nicht nur schreiben und illustrieren kann, sondern auch drucken, ist doch phänomenal, oder?

Wir hatten zu Hause einen großen Raum, in dem sich nur Buchstaben in Hunderten von Kästen befanden und man brauchte viel Zeit, um eine Seite Satz fertig zu bekommen und das nur in einer Schrift.

Heute hat man mit dem Bildschirm Zugriff auf Hunderte von Schriften and das noch dazu in verschiedensten Modifikationen... und dann noch das Wunder der Textverarbeitung.

Nicht zuletzt möchte ich die eine oder andere Geschichtsfälschung, zu der sich mancher Chronist gezwungen sah, richtig stellen.



„Villa Emilie“, ein typischer Bau der Gründerzeit, zuerst Atelier und Wohnhaus, Anfang 1900 Anbau der Oblatenbäckerei, später Steindruckerei mit Verlag. Etwa 1920 Erweiterung von meinem Vater mit einer, der Zeit voraus konzipierten, zum Garten hin orientierten, „familiengerechten“ Wohnung.

Mein Geburtshaus in der Panoramastrasse hatte eine wunderbare Lage, hoch über der Stadt, die ich, wenn ich nicht auf den Bäumen unseres grossen Gartens herumkletterte, von dem Dach aus genoss. Rund um unser Haus hatten wir einen wunderschönen, grossen Garten mit vielen Obstbäumen und einem netten Teehäuschen. Obwohl sich direkt unserem Haus gegenüber ein Kindergarten befand, war ich nur ganz selten dort. Meistens hatte ich Freunde bei mir, bauten uns in den Bäumen „Hütten“ oder kletterten nur so herum und ernährten uns zeitweise fast nur von Obst. Hinter unserm Garten fing gleich der Wald an, der „Dreikreuz-Berg“, an dem wir eine „Rennbahn“ für unser selbstgebautes Autos bauten und richtige Wettkämpfe ausfochten. Im Winter hatten wir ein ideales Ski-Abfahrtsgelände.

## Meine ersten zwanzig Jahre 1916-1936

Ich bin sehr dankbar, dass ich es so gut getroffen habe, nicht zuletzt auch meinen Eltern, die für alles, was ich unternahm grösstes Verständnis hatten und mir eine so schöne Jugend boten.

*„Mitten in des Weltkriegs Toben, wurd' ich aus der Tauf' gehoben“*

so dramatisch begann ein Gedicht meines Vaters, der sich als öster. Artillerist an der Isonzofront befand, während in meinem Geburtsort Karlsbad so gut wie alles seinen gewohnten Gang lief. Wenn auch die Zeit, in der ich zur Welt kam, politisch gesehen, alles anders als „in Ordnung“ zu bezeichnen war, in Karlsbad herrschte tiefster Frieden und ich war zeitlebens froh darüber, in einem, nicht nur so traumhaft gelegenen sondern ebenso bekannten Geburtsort geboren worden zu sein. „Unser“ Goethe kann ich wohl schon sagen, hat in diesem lieblichen Städtchen dreizehn Mal sehr lange nicht nur Kur gemacht, sondern auch gearbeitet und so richtig gelebt und das in seiner Art beschrieben:



*Als meine Mutter, meinen Vater, ihren Verlobten besuchte, während er 1903 seinen „Einjähriger“ Dienst in Prag auf dem Hradschin ablegte.*

*Was ich dort gelebt genossen,  
Was mir all' dorthin entsprossen,  
Nicht Freunde, welche Kennntnis  
Nur an allem lang fortändert,  
Nur an jedem so süßem,  
Die Götter, die Namen.*

J.W.Goethe



Dass ich eine recht sonnige Zeit erlebte und das in einer heilen Welt, kann das idyllische Foto mit meinem Schwesterchen Trautel, links oben, nicht deutlicher ausstrahlen.



## Die heile Familie

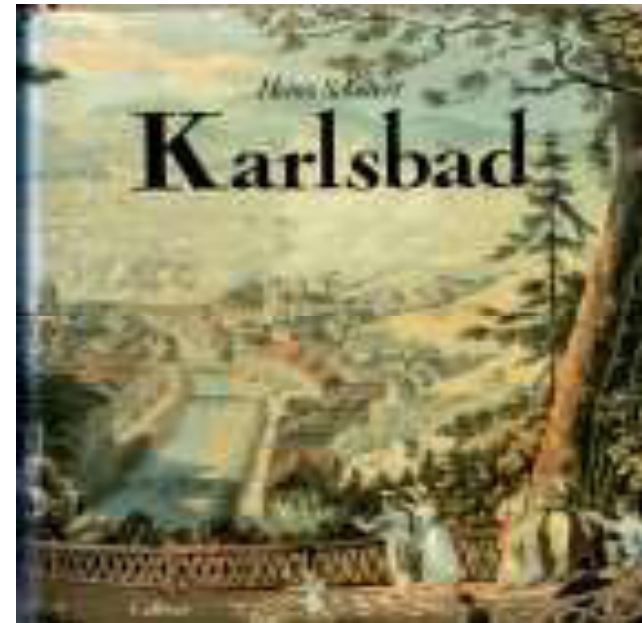


Zwischendurch zogen wir nach Kaaden, ein kleines romantisches Städtchen, etwa 30 Km entfernt. Dort ging ich ins Realgymnasium, bis die Zeit kam, in dem man überlegte, was man einmal werden will. Zuerst wollte ich ein „feiner Mann“ werden, wie das eben in einem Kurort wie Karlsbad, wo sich die ganze Welt trifft, üblich war. „Bankier“ wäre ich am liebsten geworden und so verließ ich frühzeitig das Gymnasium und meldete mich in der gerade neubauten Handelsakademie in Karlsbad an. Meine Eltern, die Güte selbst, liessen mir freie Hand. Aber schon nach einem Jahr merkte ich, dass ein solcher Beruf, der sich nur mit Zahlen beschäftigt, wohl doch nicht das Richtige für mich wäre und habe auch keinen Strich an den großen Buchungsaufgaben getan, die wir in den Semesterferien durchführen sollten und das bedrückte mich ständig.

So angenehm und leicht das Studium auch war, denn mein Vater kam mit fast allen Professoren am Stammtisch zusammen und sie informierten ihn laufend über die Themen der anstehenden Prüfungen. So konnte ich mich immer ganz gezielt vorbereiten und glänzte nur so. Ich überlegte ständig, ob ich nicht doch in unsere Druckerei „einsteigen sollte, denn an grafischen Arbeiten hätte ich schon Spass, aber mein Vater war mir zu eigenwillig und ich befürchtete, dass das schon „strenge“ Verhältnis noch schlimmer werden konnte. „Disziplin“ war bei ihm jedes zweite Wort.



Barbara Bayer und Michael Bayer



Barbara Nasler, wie sie hiess, war sicherlich eine liebe, intelligente und energische Frau wie ihre Physiognomie deutlich verrät. Kein Wunder, dass sie so Grossartiges geleistet hat, wofür ihr die Familie zu danken hat. Meine Urgrossmutter war erst einfache Beschliesserin und kam aus dem Böhmi-schen, bevor sie „Oblatenfabrikantin“ wurde.

Ihr gefiel der einzige Polizeimann Karlsbads mit seiner schmucken Uniform und heiratete ihn. Michael Bayer, ein gestrenger aber gutmütiger und fescher Mann kam aus dem Böhmerwald, war Berufssoldat in Frankfurt und bewarb sich als Ordnungshüter nach Karlsbad .

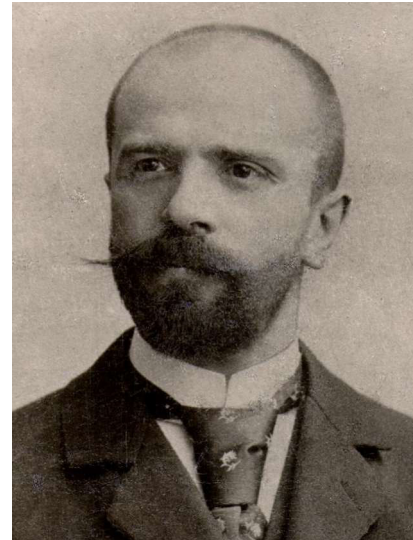
Wie meine Urgrossmutter dazu kam, für die Kurgäste eine so leckere Spezialität zu backen, kann am besten in dem Buch „Karlsbad - Ein Weltbad im Spiegel der Zeit“ von Heinz Schubert Callwey-Verlag 1980 nach-gelesen werden.

*(...) Die Herkunft der „Karlsbader Oblaten“ liegt im Dunkel der Geschichte. Soviel erzählt die Tradition, dass die Hausfrauen schon vor 1800 verstanden, Oblaten zu backen. Sie wollten damit den Kurgästen eine schmackhafte, besonders leicht verdauliche Krankenkost vorsetzen. 1867 begann Barbara Nasler (1827 - 1887) die ersten „richtigen, mit Füllung versehenen Oblaten zu backen und begründete die erste Karlsbader Oblatenbäckerei. Von ihr weiß man sozusagen amtlich über das häusliche Oblatenbacken. Kaiser Wilhelm schätzte sie zum täglichen Frühstück und verlieh der tüchtigen Frau den Titel einer kgl. (...) preussischen Hoflieferantin. Karl Bayer, der Sohn, wurde spanischer, russischer, holländischer, serbischer, rumänischer, bayerischer, und 1899 auch österreichischer Hoflieferant. Kaiserin Elisabeth besuchte den „Geschäftssalon“ der Firma und liess sich Oblaten nach Miramar und Korfu schicken. Sie bat um Schokoladen-überzug à la Pischinger, wofür der Hof ihre Lieblingsschokolade lieferte(...)*

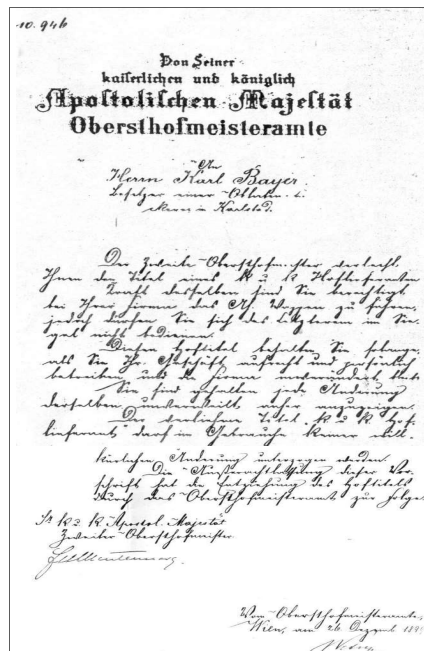


Zwei der wichtigsten Dokumente,

die dazu beitragen, dass die „Bayer-Oblaten“ so schnell berühmt wurden und bald in alle Welt verschickt wurden



Mein Großvater Karl Bayer und meine Großmutter Emanuela



Er hat es verstanden, dass aus der Oblate ein Markenartikel wird. Zunächst entwickelte er Maschinen für die Teigherstellung, liess anstelle der Zangen, mit deren Hilfen am offenen Feuer gebacken wurde, gleitende Klapp-Backplatten in Gasfeueröfen bauen und für das Rundschneiden der Oblaten, was mit Handschere erfolgte, kleine Bandsägen bauen, mit denen ganze Stapel geschnitten wurden. Die „Abschnitteln“ wurden gerne von Kindern verübt. Ebenso wurde für das Streuen der Füllung Vorrichtungen konstruiert. Grössten Wert hat er auf eine gute Verpackung gelegt, die als Werbeträger mit dazu beitrug, dass die „Bayer-Oblate“ ein echter Markenartikel wurde. Für den Verkauf an Kurgästen wurden einige Butiken auf der Kur-Promenade eingerichtet, in denen immer warme und backfrische Oblaten serviert wurden, ein besonderer Genuss im Vergleich zu dem salzhaltigem Heilwasser.

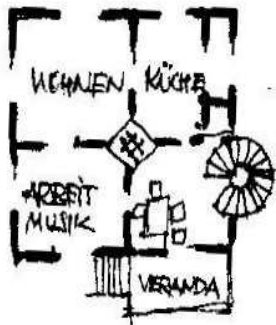
In seinem Vermächtnis an seinem Sohn hat er Besonders darauf hingewiesen, dass er öfter persönlich in den „Salons“ sich aufhalten soll. Die Kurgäste freuen sich, den Fabrikanten persönlich kennen zu lernen und werden zu Hause davon berichten und die Oblate empfehlen. Das hat sich so ausgewirkt, dass die Fabrik ein eigenes Postamt bekam, von dem täglich große Mengen in die ganze Welt geschickt wurden. Wenn ich jetzt so schreibe, wird mir klar, wie tüchtig er war und seiner Zeit voraus. Dass er auch ein fescher Mann war und seine Kontoristin sich in ihn verliebte, was nicht ganz ohne Folgen blieb und was wir erst nach seinem Tod erfuhren, sei nur so am Rande notiert. Wie er das alles in einer Zeit hinkriegte, das ist eine besonders grosse Leistung. Mein Großmutter war eine sehr strenge Frau aber sie hatte immer die Handtasche voller Schokolade für uns.





„Sixtus Klause“ (links)

Die Eltern meiner Mutter,



Grundriss aus dem Gedächtnis skizziert.



Meine ersten Fotoversuche



Nannte mein Großvater dieses recht eigenwillige Häuschen - links, das er sich in Kaaden nach dem Tod der Großmutter baute. Schon das Eingangstor aus Bruchstein sollte demonstrieren, dass der Bauherr sich etwas Besonderes vorstellte, vielleicht sogar eine kleine Festung, Man betrat diese „Burg“ auch nicht durch die Haustür, die sich unten im turmartigen Treppenhauseingang befand, sondern durch den Wintergarten. Man gelangte gleich in eine große Diele, in der sich das Familienleben abspielte. Im Zentrum des „Erdgeschosses“ stand ein großer Kachelofen, der das ganze Haus beheizte. Als Essplatz diente eine rustikale Eckbank und ein Tisch mit einer Buchenplatte, eingerahmt von einer Paneelwand mit einem Bord für Teller und Krüge. Zum Obergeschoss führte eine offene Wendeltreppe, was mehr an eine Ritterburg erinnerte und seinerzeit auch ungewöhnlich war. In dieser „Burg“ haben wir leider viel zu kurz gewohnt, aber es war eine schöne Zeit, an die ich mich gerne erinnere.

zwei Menschen, die ich sehr verehrte. Meine Oma war genau so lieb und gut wie meine Mutter und hatte es nicht leicht mit ihrem Fritz, der ständig am basteln war und anstelle dreier Mädchen zumindest einen Jungen gehabt hätte. So baute er einmal an einem Radio, als kaum einer wusste was das überhaupt ist. Ein andermal hat er sich auch einen richtigen Affen angeschafft. Erst war er Schriftleiter bei der Karlsbader Zeitung, dann baute er zum Leidwesen meiner Oma ein großes Mietshaus, die „Typographia“, richtete eine Druckerei ein, die später von meinem Bayer-Großvater für seinen Sohn Alfred gekauft wurde. Eigentlich wollte mein Vater am Ende seines langen Studiums Versicherungsmathematiker werden, doch leider bekam er keine zufriedenstellende Arbeit, hatte jedoch eine Neigung zum Journalismus und stieg in die Druckerei ein, in der meine Mutter die Büroarbeiten erledigte. Da meine Mutter ein recht hübsches Fräulein war, musste mein Vater wohl nicht lange überlegen.



1936  
das Baujahr der  
„Deutschen Staatsfachschule für Holzbearbeitung“

War es ein Zufall, dass ich meinen sonst sehr gestrengen Vater zu einem „Altherrenabend“ begleiten durfte und dort neben einem sympathischen Architekten, Oswald Richter zu sitzen kam? Ich konnte ihm von meinem Leid mit dem Studium an der Handelsakademie schildern und dass ich viel lieber einen anderen Beruf statt Kaufmann ergreifen würde und mich mit „schöneren“ Dingen beschäftigen möchte, als mit Zahlen und Formularen. Spontan empfahl er mir eine Fachschule, an der er nebenbei unterrichtete. Es wäre eine ganz neuartige Schule, im Stil des „Bauhauses“, die Tischler zu Spezialisten für „Innenausbau“ in acht Semester ausbildet. Der Direktor käme gerade vom Bauhaus und war mit dem Entwurf des Schulkomplexes beauftragt. Begeistert von dieser Idee, meldete ich mich gleich am nächsten Tag an. Ich wurde sofort aufgenommen und stürzte mich so richtig in das Studium, das genau das Richtige zu sein schien. Der Lehrkörper setzte sich aus Professoren zusam-

## In 4 Jahren zum Tischlermeister und Innenarchitekten

men, die an der „Akademie der bildenden Künste“ bei Josef Hoffmann oder Adolf Loos in Wien studiert hatten oder aus Meistern, die vom Bauhaus kamen, also eine ausgezeichnete Voraussetzungen für eine solche Ausbildung mitbrachten.

Der Unterricht teilte sich in theoretische Fächer am Vormittag und in die handwerkliche Ausbildung am Nachmittag. Im Fach „Entwurf“ wurde schon nach multifunktionalen Lösungen gesucht. Experimente durften in den Werkstätten auf ihre Tauglichkeit getestet werden ohne die Arbeiten für die Gesellenprüfung oder später für die Meisterprüfung zu vernachlässigen. In den Semesterferien mussten wir vier Wochen in einer Tischlerwerkstatt oder Zimmerei praktizieren und verdienten dabei recht gut, denn wir leisteten nicht nur eine gute Handwerksarbeit, sondern wurden auch mit Entwürfen beschäftigt.

Ich hatte so viel Freude, arbeitete sehr fleißig, dass mir als einziger der Schule, anlässlich des 85jährigen Geburtstag des Präsidenten der Tscheslowakischen Republik T. G. Masaryk, eine Medaille als „Anerkennung für hervorragende Schulleistungen“ gewidmet wurde, was mir richtig peinlich war.

Nach vier herrlichen Studienjahren verließ ich das romantische kleine Städtchen als Tischlermeister mit einem Diplom, das mir erlaubte, Tischler auszubilden und architektonische Innenausbauten selbstständig durchzuführen. Mit einer Zulassung zu einem weiter führende Studium an der Prager Hochschule wurde ich entlassen, ging wieder zu meinen Eltern nach Karlsbad.

Zuhause angekommen, berichtete ich freudestrahlend von meinen Erfolgen, leider wurde die wirtschaftliche Lage für die Deutschen in der CSR in Anbetracht der politischen Entwicklung so schlecht, dass mein Vater finanziell nichtmehr in der Lage war, mir ein weiteres Studium in Prag zu erlauben. Ich sah es ein und wollte so schnell wie möglich arbeiten, denn an eine Selbstfinanzierung, wie das heute möglich ist, dachte man seinerzeit noch nicht.

Heute bin ich sehr froh darüber, dass ich nicht weiter studiert habe und in der Heimat auch keinerlei Arbeit fand, denn dann hätte ich bestimmt in der CSR als Soldat dienen müssen und hätte nicht so gut Entwicklungsmöglichkeiten gefunden, die mir im Deutschen Reich geboten wurden.

Prager Hochschule wurde ich entlassen, ging wieder zu meinen Eltern nach Karlsbad.

leider wurde die wirtschaftliche Lage für die Deutschen in der CSR in Anbetracht der politischen Entwicklung so schlecht, dass mein Vater finanziell nicht mehr in der Lage war, mir ein weiteres Studium in Prag zu erlauben. Ich sah es ein und wollte so schnell wie möglich arbeiten, denn an eine Selbstfinanzierung, wie das heute vielfach möglich ist, dachte man seinerzeit noch nicht.

Heute bin ich sehr froh darüber, dass ich nicht weiter studiert habe und in der Heimat auch keinerlei Arbeit fand, denn dann hätte ich bestimmt in der CSR als Soldat dienen müssen und hätte nicht so gut Entwicklungsmöglichkeiten gefunden, die mir im Deutschen Reich geboten wurden.



Hier, in diesen vorbildlich ausgestatteten Werkstätten, wurden die, wahrscheinlich ersten „Innenarchitekten“ auch zu Tischlern ausgebildet.



Das 8. Semester kurz vor der Abschlußprüfung

In der Mitte Prof. A. Tutz, der Lehrer der „WienerSchule“

Die von mir entworfene Einladung zum 10 jährigen Treffen der Jahrgänge 1932 - 1936. Leider sind im Krieg und durch die Aussiedlung alle Kontakte alle Kontakte verlorengegangen und jeder hatte mit sich und den Seinen zu tun.



## Die „Flucht ins Reich“, der schwere Anfang in Lippe und dann auf nach Berlin Berlin 1936

Kurzerhand bin ich also im Erzgebirge schwarz über die grüne Grenze nach Deutschland geflohen, wo es genügend Arbeit gab. Normal auszureisen war nicht möglich, denn Hitler wollte, dass alle Auslandsdeutschen in ihrer Heimat bleiben sollten.

Über Lemgo bin ich, mit zwanzig Mark in der Tasche, erst nach Lemgo und arbeitete ohne Arbeitsgenehmigung und ohne Lohn bei Schlingmann in der Poliererei. Eine schwere Arbeit war es, bis ich nach 4 Wochen kaum eine Haut an den Händen hatte, konnte ich nicht mehr, wenn mir auch die Arbeitskollegen in jeder Beziehung geholfen haben und mich mit Stullen versorgten. Mittags ging ich zu einem Caritasverband, wo ich eine Suppe bekam. Mit meinem letzten Geld bin ich nach Berlin gefahren und zur befreundeten Familie Ulrich in Siemenstadt. Fritz Ulrich, Direktor bei Siemens+Halske, Rundfunkabteilung, empfahl mich in der Hauptwerbeabteilung, wo ich als Innenarchitekt Ausstellungen und Messen entwerfen musste. Für mich als „Hinterwäldner“ wie ich zuerst bei Siemens bezeichnet wurde,

begann in Berlin eine ganz neue Zeit. Es war eben die Hauptstadt mit einem unübersehbarem Angebot. Gerade fanden die olympischen Spiele statt, die man am Fernseher, die in den grösseren Kneipen standen, verfolgen konnte. Erst wohnte ich in Siemenstadt etwas weit ab vom Zentrum aber bald zog ich nach Charlottenburg und hielt mich, wenn ich Galerien, Museen oder Theater besuchen wollte, unter den Linden auf. Wollte ich mich amüsieren, lag mein Revier um den Zoo oder Kurfürstendamm. Fast jede Woche sah ich mir entweder ein Schauspiel oder eine Film Premiere an. Am Sonntag versuchte ich mein Glück beim Tanztee im Cafe am Zoo, ansonsten war ich sehr solide. Am Monatsanfang lebte ich sehr feudal und ging zu Kempinski „dinnieren“, zum Ende hin reichte es gerade für einen Erbsensuppentopf bei Aschinger mit Brötchen, so viel man wollte. Natürlich war ich, wie fast alle, von Adolf Hitler begeistert, weil sich eben alles so positiv entwickelte. Es herrschte rundherum eine euphorische Stim-



mung, die jeden mitriss. Die einzigen Bedenken kamen auf, als ich die Ausstellung „Entartete Kunst“ besuchte, in der Werke von Nolde, Chagall und Klee vertreten waren, doch meinte ich in meiner blinden Obrigkeitsgläubigkeit, dass es wohl so ist und die Moderne, wie so vieles andere in der Kunst eben unnatürlich wäre, aber mit der Politik hat es doch nichts zu tun, denn da wurde doch nur das Gesunde und Echte verherrlicht.

Bald konnte ich einige Studienkollegen so begeistern, dass sie nachkamen und jeder sofort eine gute Arbeitsmöglichkeit in exponierter Stellung fanden. Wir trafen uns ständig, tauschten unsere Erfahrungen aus und arbeiteten auch zusammen, wie das Foto eingangs in einer etwas gestellten Pose darstellt.

*Dass ich mein Arbeitsleben  
in Berlin starten konnte  
und das gleich bei einem  
Weltunternehmen  
unter dem Entdecker des  
„Marketing“,  
war die erste in einer Reihe von  
„Sternstunden“,  
denen ich so vieles zu  
verdanken habe.*

Berlin hat mich einfach  
fasziniert 1936 - 1939.



Hans Domizlaff

*In einer Laudatio  
zu seinem 75. Geburtstag am 9. Mai  
1967 schreibt der amerikanische  
Unternehmensberater und Professor  
Ernst Dale:  
„If there ever was an URFAUST in  
management, advertising and  
marketing thought, it is Hans  
Domizlaff.“*

Von Lemgo kommend, meldete ich mich bei Ulrich in Siemenstadt, eine mit uns befreundete Familie. Fritz, in seiner Eigenschaft als Direktor bei Siemens hat mich gleich unter seine Fittiche genommen und für mich in der Hauptwerbeabteilung ein Vorstellungsgespräch vereinbarte. Bei SIEMENS, in der Hauptwerbeabteilung, Abt. Ausstellungsbau, habe ich gleich am Anfang meiner Berufstätigkeit zwei Sternstunden erlebt, die zeitlebens meine Arbeit gesteuert haben und deren Philosophien ich zu verdanken habe, dass es mir gelungen ist, selbst meine grössten Ideen zu realisieren. Hans Domizlaff verantwortlich für das gesamte Corporate Identity des Siemen-Konzerns, „Entdecker“ der Markentechnik, war mein Chef. Wenn er auch nur einen Tag im Monat anwesend war, um sich alle Neuigkeiten von den Direktoren zur Genehmigung vorlegen zu lassen, hat er souverän das „Bild“ dieses gewaltigen

Konzerns geprägt. Selbst Herr von Siemens hat sich von seinen Entscheidungen abhängig gemacht. Hans Domizlaffs Vita ist ungewöhnlich. Nach den üblichen Schulbesuch will er nicht die vom Vater erwünschte „Staatskarriere“ ergreifen, sondern geht nach Paris um Philosophie, Mathematik und vor allem Malerei zu studieren. Trifft Modigliani, Leger und Picasso, erkennt aber, dass ihm ein künstlerisches Schaffen versagt bleibt und sieht sich in England, Spanien und Nordafrika etwas um. Im ersten Weltkrieg will er als Flieger teilnehmen, stürzt jedoch ab und wird freigestellt. Er schreibt sich an der Universität in Leipzig ein und findet als Bühnenbildner Arbeit, in der er erste Experimente massenpsychologischer Beeinflussung unternimmt. Er wird freier Mitarbeiter im

„Marketing“, das er entwickelte und präsentiert zum ersten Mal ein Unternehmen mit einem einheitlichem Erscheinungsbild. Als ich mich vorstellte, hielt er nicht viel von meinen Zeugnissen, die nur eine allzu normalen Ausbildung belegen konnten. Später studierte ich sein Lehrbuch: „Die Gewinnung des öffentlichen Vertrauens“ und dachte bei allen wichtigen Entscheidungen an seine klar formulierten Thesen. Heute ist daraus eine Wissenschaft geworden und ohne „Marketing“, wie es gerade in unserer Zeit bei der Möbelindustrie zu beobachten ist, kann eine ganze Branche in das Abseits gezwungen werden.



*Lake Shore Drive  
860 und 880 Chicago*

aus  
**Mies van der Rohe**  
*„Der Architekt  
der technischen Perfektion“  
von David Spaeth, DVA*



*III. Lake Shore Drive 880. Typischer Geschossplan III.*



Bei einem Besuch eines Architekten, erlebte ich die zweite Sternstunde. Ein Treffen mit Mies van der Rohe, kurz bevor er sich in die Staaten „absetzte“, hat mein ganzes Denken auf architektonischem wie innenarchitektonischem Gebiet beeinflusst und gelenkt. 1937 sollte in Johannesburg für Siemens ein Ausstellungspavillon gebaut werden. Ich dachte an den von Mies van der Rohes gebauten Pavillon in Barcelona und konnte ihn als Architekt vorschlagen. Mies war mir vom Bauhaus als letzter Leiter bekannt und sein Projekt „Weißenhofsiedlung“, wo er mit dem „freien Grundriss“ eine neue Wohnhausarchitektur demonstrierte. Ich interessierte mich sehr dafür und sah eine günstige Gelegenheit mit ihm zusammen zu kommen. Ich versuchte sogleich, alles über Mies zu erfahren. So las ich, dass er überhaupt nie Architektur studiert hat, sondern lediglich als Mauererlehrling bei einer Baufirma arbeitete, drei Jahre bei einer Dekorationsfirma Stuckornamente im Stile Louis XIV. zeichnete, danach ein Jahr in einem Architekturbüro arbeitete und dann nach Berlin ging, wo er zwei Jahre bei Bruno Paul mit der neuen Architektur konfrotiert wurde. Also ein kaum glaubhafter Werdegang für einen schon so aner-

kannten Architekten. Dass er sich mit 21 Jahren selbstständig machte und auch gleich sein erstes Haus für einen Philosophieprofessor baute, war für mich eine unvorstellbare Leistung. Soviel über Mies „Lehrjahre“, bis er sich als der Architekt profilierte, der zukunftsweisende Wohnhäuser und die berühmt gewordenen Apartmentgebäude Lake Shore Drive in Chicago baute, um nur auf zwei seiner weltberühmten Projekte hinzuweisen. Wenn Mies seinerzeit auch noch nicht als der Architekt schlechthin bezeichnet werden konnte, allein die Tatsache, dass er zum Leiter des Bauhaus wurde und das ohne das geringste Studium geleistet zu haben, wurde er für mich so etwas wie ein Übermensch. Als ich hörte, dass er in die Staaten gehen wollte, hätte ich mich am liebsten angeschlossen. Es kam alles anders. Meine Arbeit bei Siemens wurde mir immer monotoner, stupider, weil durch das „Corporate Identifikation“ worauf Domizlaff stand, keinerlei kreative Entfaltung erlaubt war, Wenn auch das „Klima“, schon durch den Sohn von Heinrich Zille in unserem Büro für genügend Unterhaltung gesorgt war, es wurde für mich immer verdrisslicher.

## Vom Siemens-Konzern zur Reichsjugendführung

Als gerade Zwanzigjähriger in einem Verwaltungsbau mit einigen Tausend „Siemensindianer“ tätig zu sein und Ausstellungen oder Messen zu bearbeiten, konnte mich nach zwei Jahren nicht mehr befriedigen.

Architektonisch wurden die Ausstellungen von H.Domizlaff bis ins letzte Detail reglementiert. Zudem war mit der Präsentation von hunderten Exponaten eine Flut von Schriftkram zu bewältigen, der mir laufend Probleme mit den Schreibdamen brachte, denen ich einfach zu langsam diktierte, sodass ich anfang, mich um eine Tätigkeit in einem jüngeren Unternehmen umzusehen

Relativ schnell fand ich beim Heimbeschaffungsausschuss der Reichsjugendführung eine freie Arbeitsstelle als Innenarchitekt, um die ich mich sofort bewarb. Die Dienststelle, eine kleine Villa direkt am Tiergarten, war mir auch sympathischer als ein Riesenverwaltungsbau wie bei Siemens. Ich war sehr glücklich, dass ich mich vorstellen konnte.

Da ich keinerlei Zeichnungen vorlegen konnte, „lieh“ ich mir vom Kollegen Kolben-schlag seine Diplomarbeit, die er bei der Kunstgewerbeschule in Wien abgelegt hat. Da dem noch fast gleichaltrigen Chef meine Arbeiten zu „verspielt-wienerisch“ erschienen, sollte ich zur Probe erst einen Heimraum entwerfen, bevor sie sich entscheiden. Mein Entwurf entsprach ihren Vorstellungen und ich wurde eingestellt, ohne Partimitglied zu sein.

Irgendwelche politische Bedenken kamen in meiner Freude, eine so schöne Arbeit gefunden zu haben, gar nicht auf. Hätte ich nur die geringste Ahnung gehabt, was Adolf Hitler vor hatte oder was bereits im vollen Gang war, niemals hätte ich mich dort beworben. Es sah alles so ideal aus und das ganze Volk war begeistert

Meine „Einstellung“ zur Innenarchitektur, nach meiner Ausbildung geprägt vom Bauhaus, gekennzeichnet durch Möbel in betont strenger, kantig-technischer Gestaltung musste ich einer radikalen Revision unterziehen.

Kein Kunststoff- und auf keinen Fall Stahlmöbel à la „Mies van der Rohe“ waren erlaubt.

Massivholz in traditioneller Stollenbauweise mit Rahmen und Füllung und als Abschluß ein profiliertes Gesims, Kanten griffig weich gerundet, eben typisch „handwerklich“, im Stil der „Vereinigten Werkstätten“ ...eben ein richtiges „Möbel“ und keine „Kiste“.

Riemerschmid, Spannagel, Nothelfer, um nur einige Architekten zu nennen waren unsere Vorbilder für die Gestaltung der Heimmöbel.

Anfangs fiel es mir schwer und ich brauchte eine Zeit zum Umdenken vom ehemals modernen Stil, den ich auch noch bei Siemens meinen Arbeiten zugrund legte.



aus „Nothlfher-Möbel“

## Eine kurze Zwischenbilanz

Es klingt schon unwahrscheinlich, dass ich in meiner Zeit mit so umwälzende Einrichtungsformen konfrontiert wurde, während sich Jahrhunderte vorher alles nur ganz langsam veränderte. Schon die Einrichtung der Elternwohnung setzt sich aus vier verschiedenen Stilrichtungen zusammen. Die egerländer, rustikale Wohnküchen, das gemütliche Familienzentrum, das Jugendstilschlafzimmer der Eltern, das Biedermeier-Wohnzimmer, sind schon drei sehr unterschiedliche Wohnformen, die mich als Kind umgaben.

In meiner Berufsausbildung zum Innenarchitekten kam die handwerkliche Linie der Wiener Schule gemischt mit dem strengen Bauhausstil dazu, mit der ich in meiner ersten Arbeitsstelle bei Siemens begann und Ausstellungen entwarf.

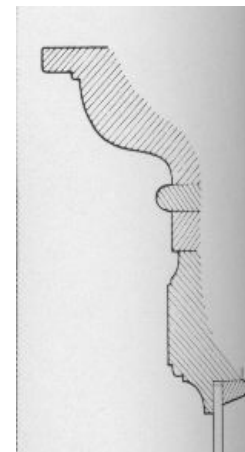
In der Reichsjugendführung musste ich mich wieder auf einen typisch handwerklich-konstruktiven Möbelstil umstellen. Nach dem Krieg versuchte ich mit ganz bescheidenen Mitteln ein Wohn-Schlafprogramm zu entwickeln.

Während meiner Lehrtätigkeit verfolgte ich die Gestaltung eines multifunktionalem Einrichtungsprogramms, für ein flexibles Wohnen gedacht, das parallel bei Gebrüder Lübke als „interlücke“ herausgebracht wurde, von dem sich jedoch interlücke relativ bald in eine elitärere Zone absetzte, den Namen als Firmenbezeichnung aber als recht zugkräftig beibehielt.

Heute, nach über 60 Jahren, nach einer soeben überstandenen, chaotisch-turbulenten Design -Epoche wird eine Massivholzwele nach der anderen auf den Markt geworfen als fragwürdiger Ersatz zur Ablösung der wilden „Avantgarden“ und als Ersatz der unerschwinglichen Minimalmöbel mit immer höherem High-Tech-Installationen.

Man braucht kein Prophet zu sein, um gerade in einer Zeit der Arbeitslosigkeit, der Sparsamkeit und des Trendes zur Nachhaltigkeit vorausszusagen, in welche Richtung sich der Möbelstil und das Einrichten allgemein entwickeln wird. Von der großen Schar der Designerinnen wird nur eine Handvoll übrig bleiben und nur die, die von der Pike auf gelernt haben. Entscheidend wird jedoch sein, welche Impulse und Inhalte von der Schule vorgegeben werden.

Vielleicht gelingt es dem Nachwuchs, einmal eine neue eigenständige Wohnkultur, zu der es die erste und jetzt abtretende Generation der Innenarchitekten-Gilde nicht schaffte.



Das Gesims



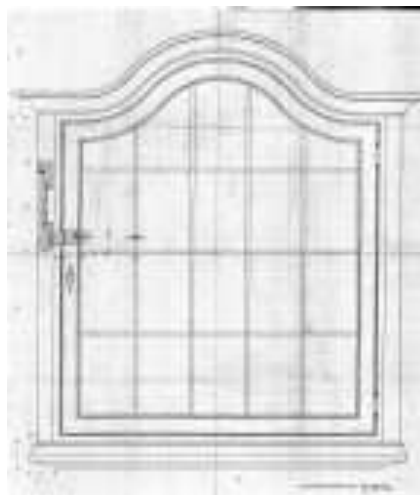
„Haus der deutschen Kunst“  
Zweite deutsche  
Architektur- und  
Kunstaussstellung  
München.  
Reichsjugendführung  
Berlin.  
BDM

Dass ich auch „handwerklich“ gestalten konnte, bewies ich mit meinen Entwürfen eines BDM-Raumes und Scharraumes für die Architekturausstellung im „Haus der Deutschen Kunst“. Im „Amt für Heimbeschaffung“ war ich nun voll integriert und bei den BDM-Mädchen der Hahn im Korb und bei einer, die später meine Frau wurde, noch etwas mehr. Nun habe ich Berlin in vollen Zügen genossen. Bin mit „Kraft durch Freude“ auf Reisen gegangen, habe mir alle klassischen Theaterstücke angesehen, fleissig die Gemäldegalerien besucht, zum Schwimmen ins Reichssportfeld gefahren und war echt stolz, ein richtiger Deutscher zu sein und kein geduldeter Sudetendeutscher mehr. Es waren alles Volksgenossen, es gab keine Reichen oder Arme, jeder half jeden, man war rundherum begeistert von allem. Selbst die Ausstellung „Entartete Kunst“ wurde ohne sichtbaren Protest hingenommen, obwohl doch vielen klar werden musste, dass in diesem Fall etwas nicht ganz in Ordnung wäre. Im Taumel der Begeisterung wurde man so richtig blind, anders ist das heute nicht mehr zu verste-

hen.  
Lange habe ich gebraucht, etwas über diese, für mich so herrliche Zeit zu berichten, einfach weil ich nicht auch als „Schuldiger“ hingestellt sein will, weil ich nichts verleugnen will und beschönigen möchte. Gleichermassen geht es mir mit der Zeit, in der ich als Soldat gedient habe und in der sich die Wehrmacht so verbrecherisch benommen haben soll.

Die Werkstattzeichnung zu dem  
Wandschränkchen oben, gez. 04.11.1938.

Es war recht anstrengend, auf einem 2x1 m grossen Zeichenbrett eine Werkzeichnung exakt „nicht am Lineal sondern „freihändig“ zu zeichnen, vergleicht man das mit dem Arbeiten an einer Zeichenmaschine mit einem fast senkrecht stehenden Zeichenbrett. Allein schon das umständliche Handieren mit einer 2 m langen Reißschiene zwingt einen alles freihändig zu zeichnen. Es sieht auch „handwerklicher“ aus, was seinerzeit gewünscht wurde und mehr Erfolg versprach, besonders wenn es in der Reichskanzlei vorgelegt wurde.



Als Pendant zum BDM  
Raum entwarf ich diesen  
Scharraum.  
In der Form etwas kräftiger  
und strenger gehalten und in  
„deutscher Eiche“ gefertigt  
entsprach es etwas mehr den  
Vorstellungen unseres  
„Obersten“, als der BDM  
Raum.







## 5 Jahre Soldat 1939-1945

Ende 1937 bekam ich eines Tages vom Konsulat der tschechischen Republik eine Aufforderung zur Musterung. Ordnungsgemäß meldete ich mich, konnte jedoch den Arzt überzeugen, dass ich keine Lust hatte, in der Tschechaj Soldat zu werden. Er hatte Verständnis und erklärte mich für „untauglich“. Als kurz darauf das Sudetenland von Adolf Hitler annektiert wurde, ich automatisch deutscher Staatsangehöriger wurde, meldete ich mich freiwillig zu den Gebirgsjägern, denn es war mir klar, dass ich mich nun nicht mehr drücken kann. Ich wollte, wenn schon Soldat, dann im Gebirge Skilaufen und Klettern. Daraus wurde nicht viel, nur in der kurzen Zeit der Ausbildung, denn kurz darauf ging der Krieg los und da wurden die Gebirgsdivisionen als Elitetruppe immer dort eingesetzt, wo es besonders brenzlich war. Als Fachmann im Holzbau wurde ich nach meiner Ausbildung gefragt, ob ich nicht Offizier werden möchte. Dazu hatte ich keinerlei Ambitionen mich als Soldat mehr zu engagieren, als irgendwie notwendig ist. Lieber nur einfacher „Kamerad Schnürschuh“, wie es bei den „Alpenjäger“ hiess, da sie ja keine „Knobelbecher“ trugen. Meine „Feuertaufe“

am Oise-Aisne-Kanal, auf dem „Marsch“ nach Paris hat mich stark schockiert, zuzusehen wie beim Übersetzen mit Schlauchbooten die Ersten nur so abgeschossen wurden. Der Ernst des Krieges wurde mir erst hier so richtig klar, völlig schutzlos waren die Ersten wie eine Zielscheibe dem Gegner ausgeliefert, bis ein entsprechender Feuerschutz aufgebaut war - grausam zuzusehen - schrecklich nicht helfen zu können. Man hat keine „Feinde“ gesehen, sie waren gut getarnt, aber ich hätte auch garnicht auf sie schießen können und das konnte ich die ganzen Jahre nicht. Was heisst überhaupt „Feind“? Ich hatte einige französische Freunde, Kinder von Kurgästen, vielleicht standen sie jetzt vor mir und sollen plötzlich „Feinde“ sein, auf die ich zielen soll und töten? Niemals! Tucholski muss man Recht geben, „Soldaten sind potentielle Mörder“ Gut für mich, dass ich bereits bei der ersten „Feind“-Berührung damit konfrontiert wurde, was „Krieg“ überhaupt bedeutet und was „Soldat“ sein im Grunde heisst.

Eigentlich wollte ich gar nichts über diese schlimme Zeit schreiben. Jetzt wo ich mich schweren Herzens doch dazu entschlos-



*Die „motorisierten“  
Gebirgsjäger im  
Eilmarsch nach Paris  
1940*



*Nach der schrecklichen  
Kesselschlacht um  
Charkow 1942*



*Hannover Cafe Kröpke  
1943*

sen habe, kommt mir alles wieder überdeutlich ins Gedächtnis. Wie ich diese langen, gefährlichen, ständig bis an die Grenze des Ertragbaren gehenden Jahre unversehrt überstehen konnte, ist für mich ein unerklärliches Wunder. Im Fronteinsatz mussten wir ständig mit dem Schlimmsten rechnen. Dreihundert Kameraden meiner Kompanie sind in fünf Jahren gefallen. Ich stumpfte ab, dachte nicht mehr nach, zog von einem Kriegsschauplatz zum anderen. Im Balkanfeldzug ging es um Bandenbekämpfung in den Bergen. Ich war gerade im Urlaub, als unser Transportzug überfallen wurde und fast völlig aufgegeben wurde. Durch die Slowakei zogen wir nach Polen an die Grenze zur Sowjet-Union. Am 22.6. 41 begann dieser unheilvolle Feldzug mit Rußland. Schon im ersten Einsatz hinter der Grenze, am „Forsthaus“ fielen die ersten Offiziere, die im Taumel ihrer Kampflust wie blind das befestigte Haus stürmen wollten. Erst als unser kleines Geschütz in Stellung gebracht wurde, ergab sich die Besatzung, wir konnten unsere Toten und die Verwundeten bergen, soweit sie nicht schon verbrannt waren, denn das Geschütz hat das Forsthaus in Brand geschossen. Schon bei der ersten Feindberührung zeigte es sich, dass Tapferkeit allein nicht ausreicht, und nur unnötige Verluste bringt und nur selten das begehrenswerte Ritterkreuz, das nur allzuoft zum „Heldentod“ führt. Es hat lange gedauert,

bis man einsah, dass man ohne Ritterkreuz grössere Chancen hatte, die Heimat wieder zu sehen. So Kämpften wir uns durch die Maisfelder der Ukraine, nicht ohne viele liebegeordnete Kameraden zu verlieren, bis wir vom Winter überrascht wurden und am Mius eine Stellung ausbauen und in einem Unterstand Weihnachten „feierten“. Für die „Musik“ sorgten die schweren Kaliber der russischen Artillerie, die wir mitunter anfliegen sahen oder „Ivan“ mit dem ständig nachts herumfliegenden Minibomber, der so alle halbe Stunde ein Bömbchen fallen liess, uns aber nur Nerven kostete. Im Frühjahr 1942 waren wir erst an der grossen Kesselschlacht um Charkow beteiligt, bis wir, Stalingrad links liegen lassend, zum Kaukasus vorstießen. Anfang 1943 mussten wir uns aus dem Kaukasus „absetzen“ und zogen uns dann schnellst möglich über die Krim zurück. In der Ukraine wurden wir verladen und über Rumänien nach Jugoslawien gebracht. Dort wurden wir zur Bandenbekämpfung eingesetzt um Tito zu „jagen“, kamen aber immer zu spät. Auf einer Fahrt durch die Berge Albaniens wurde ich jedoch mit meinem Fahrer geschnappt, aber am nächsten Tag wieder freigelassen, denn mit einem kleinen Leutnant konnten sie wohl nicht viel anfangen. Während meines Heiratsurlaub haben sie den Transport unseres Divisionsstabs abgefangen und so gut wie vernichtet, das hat sie mehr interessiert.

*Am 10. Mai 1943, nach dem Rückmarsch aus dem Kaukasus, nahm ich die Gelegenheit eines „Sonderurlaubs bei Eheschliessung“ wahr und heiratete am 10. Mai 1943 Hildegard Gransee (nebenberuflich Rotkreuzschwester) in Berlin.*





Mit diesen Spruch-Karten bin ich von Alzgern in Niederbayern zum „Hamstern“ gegangen und mit Eiern, Gselchtem und Butterschmalz beladen in mein Quartier zurückgekommen. Es hat mir echt Spaß gemacht, die Bauern zu besuchen. Ich wurde bewirtet mit allem was sie hatten und wenn andere Hamsterer kamen, die wurden ganz schnell abgefertigt. Wenn ich ging, wurde ich sogar gebeten, recht bald wieder zu kommen.



Unser30 qu „grosses Holzhäuschen  
in Perch am Starnbergersee“



„In Ehren entlassen“

Als ich nach 5 Jahren, im Mai 1945 nach Hause kam, war Karlsbad gerade von den Russen besetzt worden und das war gut so, denn die Tschechen hätten sonst mit uns machen können, was sie wollten. Zunächst mussten wir Deutsche weisse Armbinden tragen und mussten uns zum Arbeitsdienst melden. Ich wurde zum Bahnhof beordert und musste zwischen den Gleisen Unkraut jäten, bis ich, als „Tischler“, zum „Haus der Roten Armee“ (Theater) befohlen wurde, wo ich in der Werkstatt arbeiten sollte. Bald ging es mir besser. Ich wurde „Quartiermacher“ für General Schukow, der „Befreier“ von Berlin und hatte einen „Schutzbrief“ an der Wohnungstür. Alle Deutschen wurden strassenweise aus ihren Häusern getrieben, wurden in ein Lager gebracht und nach Deutschland „zwangsweise ausgesiedelt“, nur wir nicht, als „Dienstverpflichtige“ des Haus der Roten Armee. Im Spätherbst wurden wir aber auch eines Morgens von Tschechen geweckt und mussten die Wohnung verlassen. „Unsere“ Russen haben für uns aber schon gesorgt und einen Güterwagen am Bahnhof für uns bereitgestellt. Wir wurden nach Sachsen gebracht und uns überlassen. Vorsorglich habe ich mir eine „Überweisung“ zum Haus der roten Armee in Berlin beschafft, hatten also keine Schwierigkeiten und konnte meine Frau mit Sohn zu ihren Eltern nach Berlin-Pankow bringen, deren Wohnung noch unversehrt stand. Ich setzte mich in einem aus Russland kommenden Gefangenentransport und fuhr mit in die amerikanische Zone. In Marburg musste ich einer schrecklichen Entlassungstortur der Amerikaner zusehen, um die ich herumkam, da erst meine Personalien geprüft werden mussten, weil meine Tätigkeit als Architekt bei der Reichsjugendführung verdächtig erschien. Alle anderen mussten, von ehemaligen KZ-lern erzwungen, tüchtig eine Hitlerbüste mit Fäusten bearbeiten und wurden anschliessend mit kräftigen Fusstritten ins Freie befördert- die völlig ausgehungerten Gefangenen taten mir sehr leid. So etwas kann man so schnell nicht vergessen, andernseits haben wir es nicht besser verdient.

Ich ging zu befreundete Bauern nach Alzgern bei Neuötting, meldete mich bei der Möbel-fabrik Rubenberger, arbeitet als Tischler, ging

nach Feierabend, wenn ich mit dem Melken fertig war, zum Hamstern mit meinen illustrierten Sprüchen. Als dann meine Frau mit Sohn kam hatte ich einen grossen Vorrat an Eiern, Schmalz und Speck. Allzu gerne wäre ich Bauer geworden. Wir gingen aber zu meinen Kriegskameraden Carl Kraus nach Starnberg, der mich als Treuhänder einer Zimmerei in Percha einsetzte, wo wir uns auch im wahrsten Sinn „häuslich“ niederliessen, denn uns wurde ein kleines Holzhäuschen (30qm) zur Verfügung gestellt, das wir später käuflich erwerben konnten und damit wiederein Stück Heimat hatten. Ich baute mir in der Zimmerei ganz einfache Möbel und wie hatten bald viele Freunde gefunden. Meine Mutter kam aus Freiberg/Sachsen zu uns, mein Vater, der von den Tschechen auf seinen Marsch über die Grenze geschnappt wurde und inhaftiert wurde kam eines Tages auch an, wenn auch sehr mitgenommen.

Heute erst wird mir bewusst, dass dieses Häuschen für unsere ganze Familie nach der Vertreibung aus der Heimat wie eine Rettungsinsel war, wo wir uns alle trafen und alle sich dann in dieser so reizvollen Landschaft auch niederliessen. Als ich dann mit einer Möbel-fabrik in Hamburg Verbindung bekam, die mir eine aussichtsreiche aufgabe in Aussicht stellte, verliessen wir schweren Herzens unser „Anwesen“ aber nicht ohne daran zu denken, eines Tages wieder zurückzukehren. Sehr schnell konnte ich in Hamburg eine Existenz aufbauen, die mir erlaubten das Häuschen mit Grund und Boden in kleinen Raten abzuzahlen. Nach sechs arbeitsintensiven Jahren in Hamburg war es soweit, dass wir das Nachbargrundstück dazu kaufen konnten somit insgesamt 2000 qm hatten und darauf 1954 ein etwas grösseres Häuschen, ein „Studio“ bauten, in dem ich planmässig eine Praxis für Innenarchitektur aufbaute. Aber lest erst einmal, was die sechs Jahre in Hamburg brachten und wie ich dort bereits an das „Studio“ dachte, indem ich mit der gesamten Einrichtungindustrie Verbindungen knüpfte.